

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

einer unbestimmten Hoffnung hörte ich nicht sobald auf, von Dir zu reden... Man hörte mich an... Wenn ich einmal losgehe, dann ist's nicht so leicht, mich anzuhalten..."

"Ich weiß es wohl..."

"Bedaure Dich, ich rathe Dir's!... Ich habe so kräftig Dein Lob gesungen, daß meine Zuhörer die Ueberzeugung gewannen, Du seiest ein wahrer Phoenix... Und als ich, außer Athem, inne hielt, trat der Herr des Hauses, ein stiller Wohlthäter, der mit ganzer Aufmerksamkeit meinen Darlegungen zugehört hatte, auf mich zu, und erkundigte sich, ob Du gewillt wärest, seinem Neffen wissenschaftlichen Unterricht zu geben... Gehalt 300 Franken... Man erwartet Dich morgen, um das Geschäft abzuschließen... Wirst Du nun wieder sagen, daß ich von allem und jedem schwäze?..."

Pierre reichte dem Freund über den Tisch die Hand.

"Ich danke Dir, mein Lieber!" sagte er tief bewegt, "Du hast ein gutes Herz!"

"Na, was hab' ich gesagt?" lachte der andere mit komischer Genugthuung. Und nun ging's los. Er konnte lange reden, ohne daß ihn Pierre unterbrach. Der hörte ihn nicht mehr. Glücklich, wie er sich nicht erinnern konnte, jemals gewesen zu sein, verfolgte er eine unbeschreibliche innere Vision, in welcher er unauslöschlich die delikaten Contouren eines reizenden Gesichtchens in seine Seele zeichnete, das er fürderhin unter allen erkennen würde, die Linien einer schlanken Frauengestalt, die er nun, um seine Schuld abzubahlen, unter allen Frauen suchen würde.

III.

Von der drückendsten Noth befreit, stieg Pierre Dagerol schnell die Stufen zum Reichthum empor, und der Ruhm stellte sich als Zugabe ein.

Ihn schmückte der Dokortitel der Medizin, seine Leistungen waren so brillant, daß sie selbst den widerstrebenden Examinatoren Bewunderung abrangen und die Aufmerksamkeit der Kreise auf ihn zogen, in denen er nun leben wollte, und er gab sich völlig seiner großen Leidenschaft hin, der Wissenschaft, die ihren Stolz drein zu setzen schien, nicht undankbar zu sein. Seine hervorragenden Arbeiten, und

ferner seine Entdeckungen, die er der Akademie mittheilte, machten Aufsehen in der ganzen Welt. So zog Pierre Dagerol mit dem Nimbus einer frühzeitigen Autorität alsbald die reichen Klienten an, die mit dem Geld den Ruf bringen. Zahlreiche Kuren, darunter einige an fürstlichen Personen, machten ihn berühmt, und so schritt er einher in dem herrlichen Storienschein eines Wohlthäters der Menschheit.

Noch waren keine zehn Jahre verflossen, seit wir ihn im Garten des "Bon-Marché" verzweifeln und Hungers fast sterben sahen, und schon war er Professor an der medizinischen Fakultät, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Chefarzt eines der größten Spitäler von Paris.

Trotzdem schien er auf dem Gipfel seiner Laufbahn nicht glücklich. Die Kranken wie die Schüler und Angestellten seiner Klinik fürchteten und verehrten ihn zugleich. Man fürchtete seine finstere Laune und seine brüste Verstimmung, man liebte seine gewissenhafte Sorgfalt, sein spontanes Mitleid, den eigenthümlichen Eifer, mit dem er sich über die bleichen Gesichter der jungen Mädchen beugte, um sich dann mit einer müden Geste, und wie entmuthigt, davon abzuwenden.

Ein Geheimniß schwebte offenbar über dem verdienstvollen, arbeitsreichen Leben dieses Glücklichen.

Und die reichen Damen, die er rettete, wie die armen Frauen, die er dem Tod mit einer Erbitterung abstritt, als hätte es sich um irgend eine geheime Verpflichtung gegenüber dem Geschlecht der Schwächlichen und Guten gehandelt, — alle wußten sie, daß die beste Art ihm zu danken und das einzige Mittel, ein Lächeln auf die strengen Lippen zu zaubern, darin bestand, ihm einen Strauß blauer Hyacinthen zu bringen... diese schlichten Blumen, die immer auf seinem kostbaren Arbeitstisch stehend, ihre Kelche öffneten, wie zarte Augen...

IV.

"Herr Professor," sagte die Wärterin dem Doktor Dagerol, der seinen Tagesbesuch machte, "wir haben eine neue Kranke... dort, Bett 24... Eine von denen, die Sie interes-

siren... 27 oder 28 Jahre, hübsch, zart, durch Entbehrungen und Leiden geschwächt... Ihr Leben scheint nur noch an einem Faden zu hängen..."

Aufrecht, am Eingang des Saales stehend, horchte der Gelehrte auf, inmitten einer dichten Schaar von Schülern, Internen und Externen.

Sofort wandte er sich unter dem mächtigen Impuls, der ihn den weiblichen Leiden zutrieb, dem bezeichneten Bette zu. Schon hatte er die Hand am Vorhang, da trat, erröthend, ein schwächliches Mädchen vor.

"Herr Professor," stammelte sie mit vor Erregung erstücker Stimme, "ich bin's, Mademoiselle... Sie haben mich so gut besorgt!... Ich gehe heute fort, und ich will Ihnen sagen, wie dankbar ich Ihnen bin... Gestatten Sie, daß ich Ihnen..."

Und sie überreichte ihm ein Sträußchen kleiner Blumen von einem leichten Violett überflogen.

"Hyacinthen!" rief er aus, während sein Gesicht sich aufhellte. "Ich danke Dir, mein Kind."

Der Klang seiner Stimme verrieth eine unbeschreibliche Güte. Die Kleine ging ganz glücklich davon, während eine Wärterin den Strauß den Händen des Professors entnahm. "Hyacinthe!" flüsterte dieser vor sich hin, als sich vom Bett her, wo die Gruppe stand, eine schwache, wie aus der Ferne klingende Stimme hören ließ:

"Hyacinthe?... Ich bin's. Ich heiße Hyacinthe..."

Der Professor zog so heftig an dem Vorhang, daß er ihn zerriß.

Ohne darauf zu achten, beugte er sich über den fast leblosen Körper und forschte eifrig in den Zügen eines kleinen, fahlen, eingeschrumpften Gesichtes, das vom Leiden so abgemagert war, daß es der andern Erscheinung gar nicht mehr glich, deren Umrisse Pierre in seinem Herzen bewahrte... Eine furchtbare Angst schnürte ihm die Kehle zu. Wenn sie's nicht war?...

Aber dieser Name, dieser seltene Name!...

Jetzt schlug die Kranke die Augen auf, große Augen, in denen Thränen glänzten, blaue Augen, gleich den Blumen, die die Wärterin am Fußende des Bettes in den Händen hielt.

Und der Professor erzitterte, während er sich tiefer über das Mädchen beugte, die fast unhörbar, im Fieber redete:

"Es war an einem Abend... Da sagte er mir: „Hyacinthe... ein Blumennamen... ich werde ihn nie vergessen!“ Ich habe ihn nicht mehr gesehen... Vielleicht ist er gestorben... Ach!... Hyacinthe, es ist ein schöner Name!... Ich auch, ich werde nun sterben..."

Pierre schnellte zurück; er mußte sich Gewalt anthun, um nicht in Thränen auszubrechen.

Sie war's! Sie!... Sterbend vor Glend und Hunger, ohne Zweifel!... Ach! Seine ganze Wissenschaft hätte er daran gegeben, um ihr Leben zu erhalten!...

Als die Schüler sahen, wie der Meister sich der Kranken annahm und sie alle mit brüster Bewegung wegschickte, zogen sie sich verblüfft zurück, sich fragend, ob der große Gelehrte nicht verrückt geworden sei...

V.

Im Salon von Herrn Dagerol sieht man, gleich beim Eintritt, einen blendenden Rahmen, aber wunderbarer Weise kann man nicht unterscheiden, welches Gemälde er einfaßt. Aus der Nähe besehen, besteht das Gemälde aus einem kostbaren Stoff, der ein Goldstück umgibt, ein banales Zwanzigfrankenstück.

Aber dieses hat eine tiefere Bedeutung.

Pierre hat seine Schuld bezahlt: Nachdem er sie dem schon halb geöffneten Grab entrisen hatte, gab er Namen und Ruhm derjenigen, die, selbst ein armes Mädchen, an jenem Abend voller Verzweiflung so barmherzig an ihm gehandelt hatte. Und beide wollten das Andenken an das Amosjen verewigen, das für sie gewesen war, was wir hienieden alle erwarten und erhoffen: des Glückes milde Gabe.

Starke Bedenken. — Ein sehr dicker Rentier besichtigt mit seiner ebensolchen Gemahlin seinen Neubau. Baumeister: "Schön sind die Parkettböden! Selt, Herr Quasterl?" — Quasterl: "Ja — dös schon! Aber was fällt Ihnen denn ein, so kleine Quadrateln z'legen, auf solch' einem Ding hat doch Keiner von uns Platz!"

Der Finger der Todten.

Schon 12 Stunden lag sie aufgebahrt, schon 7 Stunden in der Familiengruft!

Das bretonische Dörfchen Cherrueix stand noch ganz unter dem Eindruck dieses frühen Todes, der ihm so unerwartet seine Wohlthäterin, die Gräfin von Bille-Messac, entriß. Es gab keine arme Fischerhütte in dem an einer Ausbuchtung des Meeresufers malerisch gelegenen Weiler, wo man nicht von der 28jährigen Dame sprach, die man am Morgen auf den Friedhof geleitet hatte. Ueberall bedauerte und beweinte man sie. Denn sie war sehr beliebt, auf ihren Leichenstein hätte man die Worte der Kirche schreiben können: „Transiit benefaciendo“ (Der Tod überraschte sie beim Wohlthun). Das Schloß derer von Bille-Messac war mit dem Kirchplatz des Dorfes durch eine schöne Kastanienallee verbunden, die wohl 1 Kilometer lang war und als Bindestrich zwischen dem weltlichen und dem christlichen Leben erschien, zwischen Schloß und Kirche. Rings herum sah man nichts als eine etwas wilde Gegend, deren Pflanzenwuchs unter der Einwirkung der stets salzigen Atmosphäre kräftig gedieh.

Es war Mitte November, bei heftigem Wind. Die Hütten des Weilers schlossen sich nach und nach. Da und dort sah man einige blasse Lichtlein durch das Dunkel der Nacht stechen, die längst herabgesunken war. Von Zeit zu Zeit ging eine Thüre auf gegen die gepflasterte Straße, und man hörte ein Geräusch von Holzschuhen, das alsbald wieder verstummte; dann versiel wieder alles jener absoluten Ruhe der großen Stille, die beherrscht wird von dem Murmeln des aufsteigenden Meeres, das in langgezogenen Klageklängen senft, wie ein verliebtes Wesen. Das aufmerksame Ohr vernahm dann und wann den düsteren Schrei der Wettervögel. Dieser legendenhafte Schrei läßt dem Uferbewohner sagen, die beflügelten Nomaden der Lüfte, die Vorläufer des Sturmes, verlangten Gebete für die armen Seeleute.

So legte sich also Cherrueix schlafen in dieser täglichen Unruhe, welche die trüben Tage von den Tagen des Unwetters trennt, die einzigen, die blickende Arabesten auf die

schläfrige Eintönigkeit der Monate und Jahre sticken. Die Tage folgen sich während eines Menschenlebens im nämlichen Nebel, in dem das Leben von ungefähr sich hinzieht zwischen der steigenden Welle, der mit Regen gesättigten Wolke und dem Sonnenschein, der das durch See und Sturm angerichtete Unheil wieder gut zu machen hat. Jeder Tag bringt die gleiche Aufregung, geht durch denselben Sieb.

An jenem Abend sprach man vor jedem Herdfeuer von der Todten. In der Stadt schreibt sich die Geschichte mit der Feder, auf dem Dörje auf dem Wege der Ueberlieferung. Jetzt besprach man den für Viele unerhörten Fall, daß die Gräfin von Bille-Messac den Wunsch geäußert hatte, mit den Edelsteinen begraben zu werden, die sie an ihrem Hochzeitstage trug.

Und dieweil der Teufel die Partie nie verloren gibt, wo sie auch immer gespielt werden mag, erhob sich inmitten des allgemeinen Bedauerns über den Tod der Gräfin ein Streit.

„Hätte sie nicht ihren Schmuck den Armen vermachen können, anstatt ihn dorthin mitzunehmen, wo man nichts mehr braucht?“

„Wozu dient ein ganzes Leben anders, als um ein Hemd zu gewinnen?“

Man sagte auch, die Todte sei guter Hoffnung gewesen. Aber man war dessen nicht sicher. Es war eines jener Gerüchte, wie es ihrer so viele gibt; die einen nehmen sie unbesehen auf, die andern bleiben gleichgiltig.

Das Schloß, im römischen Stile erbaut, erhob sich finster am Ende der Allee. Im Innern des mittelalterlichen Wohnsitzes erstickten die Geräusche des Tages. Es mochten zwei Stunden vorbei sein, seit die Räder der letzten Wagen, welche die von den umliegenden Schlössern hergekommenen Gäste zurückführten, über den Sand knirschten. Einzelne waren jedoch im Schloß zurückgeblieben: die Verwandten zunächst und dann jene, die aus der Ferne herbeigeilt kamen. Dort hatte das muntere Leben, jedenfalls wegen der besondern Umstände und der Ueberfüllung mit Bewohnern, nicht aufgehört.

Wenn die arme Todte, die jetzt eiskalt im Sarge lag, in ihr Schloß zurückgekommen wäre, hätte sie den Tisch hergerichtet gesehen

in der Mitte des Speisesaales, wo die großen Leuchter brannten und das mit Holz gefüllte Kamin einen behaglichen warmen Schein auf die weiße Wäsche und das glitzernde Silberzeug warf. Einen Augenblick hätte sie glauben können, sie sei vergessen; und doch war sie gar noch nicht lange fort, im Sterbezimmer konnte nur wenig verändert sein.

Aber wer ist jemals zurückgekommen, um zu sehen, was zu Hause vorgeht, wenn er, mit dem hölzernen Kleide angezogen, in die Gruft von Lehm, Marmor oder Gyps versenkt war, die man eigens für ihn gegraben hatte!

Um dieselbe Zeit saß in einer kleinen, einsam stehenden Hütte am obersten Ende des Dorfes ein Mann — es mochte ein Vierziger sein — vor dem Herdfeuer und sah schweigend dem Holz zu, das sich in Asche verwandelte. Plötzlich erhob er sich, schaute sich einige Male im ungedeckten Raume um, der ihm als Obdach diente, und öffnete eine Thüre, die auf eine Art Speisekeller hinausging. Dort nahm er einen Hammer, einen Schraubenzieher und einen Kaltmeißel, steckte alles in einen linnenen Matrosenkittel und griff nach einem Karst.

Die Frau war dabei beschäftigt, die Kinder zu betten.

Er setzte eine Mütze mit Ohrklappen auf und schickte sich an, hinauszu gehen.

„Wo gehst Du hin?“ fragte das Weib.

„Die Wäsche ausbreiten,“ antwortete er.

In der That legte er ein paar Pfahlhölzchen zu dem Werkzeug, mit denen die Fischer am Meeresufer bei niederer See die Wäsche auf dem Sand fixieren. Dann zündete er eine kleine Laterne an und versah sich mit Streichhölzchen. Die Thüre knarrte in den Angeln, der Mann sah zuerst nach, ob sich niemand auf der Straße befand, dann trat er hinaus.

Er lenkte seine Schritte dem Meere zu; die See war schon sehr zurückgegangen und hinterließ eine weite Düne. Als er ungefähr fünfhundert Schritte zurückgelegt hatte, machte er Halt. Man vernahm kein Geräusch als dasjenige des Meeres. Er steckte gewissenhaft die Pfähle und ging zurück ans andere Ende des Dorfes. An den Ausgang der Hauptstraße

angekommen, wo man auf den Kirchplatz sah, inspizierte er die umliegenden Häuser. Die Lichter waren fast alle gelöscht. Kaum zwei oder drei Lichtstrahlen sah er durch schlecht gefügte Läden schimmern.

„An's Werk!“ sagte er.

Er dämpfte den Schritt soviel als möglich, und wandte sich dem Kirchplatz zu, wo auch der Friedhof lag, getreu der alten Sitte, die Verstorbenen um den Ort des Gebets herum zu betten: so bleiben sie dem Andenken der Passanten und Gläubigen immer empfohlen. Er überstieg die kleine Mauer, die um diese Ecke geweihter Erde herum lief und ging der Gruft zu, in welcher die Herrin von Cherrueix ruhte. Die Familiengruft derer von Bille-Messac, im Uebrigen sehr einfach, war das einzige Denkmal des kleinen Gottesackers. Sie enthielt nur drei Särge, denjenigen der alten Freifrau von Bille-Messac, den ihres Gatten und endlich den der jungen Gräfin, der erst an diesem Tage hinabgelassen worden war.

Der Fremde, der niemand anders als der Todtengräber war, stieß die halb offene Thüre vollends auf und schloß sie hinter sich ab; jetzt befand er sich allein mit den Särgen, die dort auf den Steinplatten standen. Die zwei ersten waren versiegelt, der letzte noch nicht.

Der Todtengräber stellte die brennende Laterne in die Höhe, auf einen an dem Strebebalken angelehnten Balken. Er befreite den Sarg von den des Morgens niedergelegten Kränzen und zog ihn mit Hilfe der in der Gruft befindlichen Dielen und Bohlen gegen sich. Er war noch gerade so, wie vor wenigen Stunden. Der Deckel war angeschraubt; aber mit seinen Instrumenten hatte ihn der Todtengräber bald gehoben.

Ein weißes Leichentuch hüllte die Todte völlig ein, deren Kopf auf einem Satinkissen ruhte.

Als er das Leichentuch berühren wollte, schauerte er zusammen; einen Augenblick hielt er inne in der leichenschänderischen That, die er begonnen. Die qualmende Laterne warf ihren Schein auf das Leichentuch, das sich eng an den todten Körper schmiegte.

„Warum hatte man auch gesagt, die Gräfin werde sich mit ihren Schmucksachen begraben lassen? ...“

Er schlug das Tuch zurück und sah die Todte eigenthümlich bleich, aber ohne einen einzigen bläulichen Fleck in dem Marmorgesicht.

Sie hielt die Hände über der Brust gefaltet. Man hätte glauben können, sie schlafe.

An ihren Fingern glitzerte der Trauring und ein von Brillanten eingeschlossener Smaragd. Das Talglicht der Laterne ließ die Steine erglänzen. Ermuthigt durch diesen Anblick, fand der Eindringling sein kaltes Blut wieder, er ergriff der Todten Hand, um die ersehnten Ringe zu nehmen. Der Arm war steif, aber er zog ihn lebhaft an sich, denn es hatte Eile. Er nahm den Finger in die Hand und suchte die Ringe abzustreifen.

Vergeblich! Der Trauring, der kleiner war, als der Smaragdring, ging nicht vom Plage. Er machte eine solche Anstrengung, daß der Finger aus dem Gelenk gerieth, aber es genügte nicht. Das unsichtbare Hinderniß verstärkte seine Gier und machte ihn rasend.

Schließlich war es doch zu dumm, so viel gewagt zu haben für nichts und wieder nichts!

Er langte nach der Laterne und stellte sie auf die Leiche hin, dann zog er ein Messer hervor. Das Messer schnitt wohl schlecht, aber er konnte einen kurzen Schnitt machen und den Finger brechen, wenn's Noth that. Zuerst galt es, das Fleisch anzuschneiden.

Er legte also den Finger, den er abschneiden wollte, auf den Sarg, zog ihn von der Hand weg, setzte darunter, an der Stelle des ersten Gleiches das Messer an, und, indem er alle Kräfte zusammennahm, wie ein Mann, der einen Ast mit einem Ruck abschneiden möchte, schnitt er heftig um den Finger herum...

Raum war die Klinge eingedrungen, als ein schriller Schrei ertönte!

Die Frau, die im Sarge lag, reckte sich in die Höhe, und das Blut träufelte auf das Leichentuch.

Bei dem Schrei, und als er den Leichnam sich erheben sah, an den er seine verbrecherische Hand gelegt hatte, wurde der Dieb von Schrecken erfaßt; wie besessen warf er Messer und Laterne zu Boden und schnellte zur Gruft hinaus, bleicher als die Todte, die zu berauben er gekommen war.

Er sprang über die kleine Kirchhofsmauer und lief auf der Dorfstraße dem Meere zu.

War es nur ein Gaukelspiel? Er glaubte sich verfolgt von der Todten. Trotz des Nordwinds der gerade blies, fühlte er, wie seine Haare in kaltem Schweiß an den Schläfen klebten.

So entschlossen man auch sein mag, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit Trotz zu bieten, jeder Mensch, wer er auch immer sei, wird durch alles, was an's Uebernatürliche grenzt, innerlich beirrt. Nun war der Todtengräber gekommen, um ein Grab zu schänden, indem er den Tod selber zu bestehlen trachtete, und er hatte den Leichnam vor sich erheben gesehen! Das Leben war plötzlich, vielleicht für einen Augenblick nur, zurückgekehrt, und hatte die sterbliche Hülle erfüllt, um ihn zu strafen.

Lange rannte er am Gestade hin und her, wie ein Wahnsinniger, ohne zu wissen, wohin. Dann sammelte er allmählig seine Gedanken und fürchtete er sich nicht vor der unsichtbaren Gerechtigkeit, die ihm den Schrecken eingejagt hatte, — denn das Geistes verlor ihn nicht mehr, — aber vor der menschlichen Gerechtigkeit, die sein Verbrechen entdecken würde. Der unsichtbaren Gerechtigkeit, die von Gott ausgeübt wird, kann man nicht entgehen, sie erreicht den Schuldigen stets; hingegen gelingt es oft, derjenigen der Menschen zu entweichen, sei es durch die Flucht, sei es durch List. Von diesen Gedanken beherrscht, ging er nach Hause. Die Kinder lagen zu Bett, nur seine Frau wachte vor einer halberstorbenen Mutter.

„Was hast Du?“ fragte diese den Eintretenden.

Die unerwartete Frage machte seine Gesichtsfarbe noch fahler.

Er glaubte sich verloren. Unwillkürlich langte er nach einem Stück Spiegelglas, das neben einem Ball lag, und betrachtete sich. Er bekam Angst vor sich selber.

„Es ist mir kalt,“ murmelte er, „mache Feuer!“

Und wie eine unbelebte Masse, ließ er sich auf einen Stuhl niedersinken.

Während seine Augen auf die sich entzündenden Kohlen starrten, ohne sie zu sehen, horchte er, ob Niemand käme. Sein Ohr war aufmerkamer als sein Blick.

Aber alles blieb ganz stille, Niemand pochte an die Thüre der Hütte. Eine Stunde später

legte sich der Todtengräber zu Bett, zitternd, als wäre plötzlich ein Fieber über ihn gekommen.

Während dieser Zeit kam die Todte, die durch ein schreckliches Attentat dem lethargischen Schlafe entrissen wurde, allmählich zum Leben zurück. Ganz unbewußt dessen, was sie erduldet und der Pfafen, die sie durchgemacht hatte, gehorchte sie dem animalischen Gesetz, das nun wieder in Kraft trat. Die in die Gruft hereinströmende Luft beschleunigte den Lebensprozeß, aber je mehr sie ein lebendes Wesen wurde, desto heftiger quälte sie der Schmerz des angeschnittenen, herabhängenden Fingers. Sie erhob sich aus dem Sarge, in den man sie gebettet hatte, ohne sich freilich schon Rechenschaft darüber zu geben, an welchem Orte sie sich befand. Sie riß ihren armen Körper an den Brettern wund, die dort geblieben waren, um ihre letzte Wohnung zu verschließen, sie strauchelte an den am Boden zerstreut liegenden Backsteinabfällen und gewann so den Ausgang der Gruft. Einmal dort, drang die feuchte, kalte Luft so heftig auf sie ein, durch das eiskalte Leichentuch hindurch, welches sie einhüllte, daß sie beinahe das Bewußtsein verlor. Mit den Füßen stapfte sie über die schmutzige Erde.

Ein vaguer Schein erleuchtete ihr Gehirn.

Wo war sie? Was that sie?

In der Dunkelheit stieß sie mit dem herabhängenden Finger gegen ein Holzkreuz. Der schreckliche Schmerz, den sie darüber empfand, gab sie ganz dem Bewußtsein zurück, und sie stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Nichts regte sich im Dorfe.

Sie befand sich also auf dem Kirchhof . . . Aber warum denn, und warum ohne Kleidung zu dieser Stunde?

So kam sie bis zu den Stufen, über die man zum Kirchplatz hinabsteigt. Hier kannte sie sich wieder aus: man ging links, gerade aus lag die Allee, die zum Schlosse führte, in ihr Heim!

Endlich erinnerte sie sich!

Sie war sehr krank gewesen und mit den Sterbsakramenten versehen worden.

Ganz in Schweiß gebadet, vor kaltem Grausen, begann sie zu laufen wie eine Besessene. Einige Lichter warfen vom Schloß her einen trüben gelben Schein in's Dunkel

der feuchten Luft und erschienen wie verwischte Sonnen, deren Licht sich im Nebel zerstreut.

Ihre Natur war erschöpft, aber sie sah immer klarer: sie berührte das Gitter, Gott sei Dank! Denn die Schmerzen wurden unaussprechlich. Sei es, daß die Kälte bis in's Mark durchdrang, sei es, daß sich unter dem Druck der Schmerzen ihr Kopf wieder verwirrte, — sie verlor das klare Bewußtsein dessen, was vorging. Sie ging, wie eine aufgezoogene Maschine vor sich hin, deren Feder ihr Ende erreicht hat.

Im Innern des Schlosses gab sich das Leben kund durch tausend verwirrte Geräusche, die bis in den Park und den Ehrenhof hineindrangen. Es war die Stunde des Diners, und der Saal, wie gewöhnlich, beleuchtet, erwartete den Grafen und einzelne Gäste, die zur Leichenfeier gekommen und nicht am nämlichen Tage heimgekehrt waren.

Nichts hatte sich verändert, nur ein Platz war leer. Aber man erwartete niemand . . .

Plötzlich stieß der Kammerdiener einen entsetzlichen Schrei aus. Eben hatte er im Vorhause die Gräfin gesehen, eingehüllt in das Leichentuch.

Auf diesen Schrei hin stürzten andere herbei und ergriffen sofort wieder die Flucht angesichts der Erscheinung,

Das war wirklich der Geist der Herrin, die man des Morgens in die Gruft versenkt hatte! Es ließ sich daran nicht zweifeln, sie hatten's alle gesehen: und das Gespenst verlor sich nicht in der Dunkelheit, da es auf sie zuschritt. Es war also keine Vision. Während die einen schriegen: „Ein Gespenst!“ stieg die Kammerzofe der Frau Gräfin schreckensbleich in das Gemach hinauf, wo sich der Herr befand. Als sie eintrat warf sie das Wort hin:

„Madame!“

Der Graf sah sie an, wie man eine Verrückte betrachtet; dann sah er, wie sie das Bewußtsein verlor und zu Boden fiel.

Eine andere Zofe kam ihr nachgelaufen, auch sie schmetterte durch das Zimmer dasselbe Wort:

„Madame!“

„Seid Ihr denn alle verrückt?“ fragte der Graf.

„Die Frau Gräfin ist da . . .“

„Was sagen Sie?“ bemerkte aufhorchend Herr von Bille-Resfac, der an eine Verwechslung glaubte.

„Da ist die Gräfin,“ rief eine andere Stimme.

„So laßt sie eintreten!“ erwiderte launig der Graf, den der Tod seiner Frau wenig berührt hatte, und der jetzt schon nicht mehr viel daran zu denken schien.

Dieselbe Stimme ließ sich hören:

„Da ist sie!“

„Setzen Sie ein Gedeck mehr auf,“ fuhr der Graf lachend fort, indem er sich schnell auf dem Absatz umdrehte, wie ein Höfling des letzten Jahrhunderts, um sich zu den andern zu gesellen, die wie versteinert dieser unerwarteten Szene zugehört hatten.

Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als die Gräfin vor ihm erschien, mit dem blutbefleckten Tuch.

„Ja, mein Freund, ich bin's!“

Erschöpft durch die Erregung und die Anstrengung, die sie der Gang kostete, fiel sie wie leblos nieder.

Als er die wohlbekannteste Stimme vernahm, die wie eine Todtenglocke tönte, stürzte der Gotte mit entfärbtem Gesicht der Unglücklichen entgegen, die ohne Zweifel seinen letzten Sarkasmus vernommen hatte.

Es war keine Hallucination; es war die Gräfin, die in Wahrheit vom Grabe zurückkam, um wieder Besitz von dem Hause zu nehmen, aus dem sie der Tod für immer verbannt zu haben schien.

Alle waren zu Tode erschrocken. Der Tumult läßt sich nicht beschreiben. Niemand wagte sich der auferstandenen Todten zu nähern, die, so schien es jetzt, der Tod von neuem vielleicht, aber für immer, berührt hatte. Mit Hilfe eines Freundes trug der Graf seine Gattin auf ein Bett und war bestrebt, sie zum Leben zurückzurufen.

Der Kopf hing nach hinten, die Lippen waren ohne Farbe, und die Arme zeigten kein Leben mehr. Der halb abgeschnittene Finger an der linken Hand besetzte die Teppiche mit Blut.

Ein in der Eile herbeigeholter Arzt stellte fest, daß man es mit einem Verbrechen zu

thun hatte, daß die Gräfin nur scheinotodt war, als man sie begrub, und daß sie nur das Verbrechen, dessen Opfer sie wurde, davor bewahrt hatte, im Sarge zu sterben. Aber wie war das alles vor sich gegangen?

In diesem Augenblick galt es nur der Armen zu gedenken, welche die durchgemachten Schrecken vielleicht getödtet hatten. Doch bemerkte man bald, wie das Herz wieder zu schlagen begann. Zuerst unmerklich, beschleunigte sich das Athemholen allmählich, zunächst unregelmäßig, dann regelmäßiger. Die Gräfin war nicht todt! Endlich schlug sie die Augen auf: ihr fahler Blick irrte lange über die Umstehenden; sie schien von einem tiefen Schlafe zu erstehen und konnte sich nicht recht entsinnen, was vorging.

„Ich leide . . .“, seufzte sie.

Und gleich darauf, als hätten sich die körperlichen Kräfte verzehnfacht unter den Gedanken, die ihr Gehirn bedrückten, wurde sie deutlicher.

„Ich erinnere mich!“ begann sie. „Ihr hattet mich lebendig begraben; und man kam, und ich fühlte einen schrecklichen Schmerz am Finger. Ich habe Geräusch gehört, aber ich sah niemand. Alles blieb eiskalt um mich her, und mit nackten Füßen lief ich davon . . .“

Sie betrachtete ihren Finger.

Fähe Blässe überzog ihr Gesicht. Der Graf hielt die andere Hand und suchte, unter dem Beistand des Arztes, die Unglückliche zu beruhigen und ihre Todesgedanken aus ihrem Geiste zu verschleichen.

„Sie sind bei uns,“ sagte ihr der Arzt, „wir werden Sie retten!“

„O ja!“ erwiderte sie mit schwacher Stimme. „Ich muß leben für . . . mein Kind . . .“

Und in ihrem Blick erglänzte das Leben.

In der That befand sich die Gräfin schon 6 Monate in gesegneten Umständen, als das eben Erzählte sich ereignet hatte. Das unbestimmte Gerücht, das darüber umlief, war also begründet.

Als sie scheinbar starb, hatte der selbst getäuschte Arzt, dem der Zustand der Gräfin bekannt war, die Leiche öffnen wollen, aber der Graf verweigerte die Erlaubniß.

Warum hätte er einer Operation zuge-

stimmt, die er für zwecklos hielt? Und dann — konnte er an das Kind glauben? Hatte er sie nicht der Untreue beschuldigt? Umsonst machte ihm die junge Frau alle Vorstellungen... Von jenem Tage an war der häusliche Zwist vollständig. Indessen blieb dies weitem Kreisen unbekannt, vor der Welt wies kein Schein eines Verdachts darauf hin.

Infolgedessen sah der Graf seine Gemahlin ohne großen Kummer sterben, und nur die völlige Entfremdung seines Herzens läßt die freche Laune erklären, mit der er dem Kammerdiener, der die Gräfin anmeldete, die Worte an den Kopf warf: „Man setze noch ein Gedeck auf!“

Das Gerücht von der Wiederkunft der Gräfin durchlief rasch das Dorf; aber man wußte eigentlich nie recht, unter welchen Umständen alles sich vollzogen hatte. Massenweise strömten die Bewohner in's Schloß, und wer beschreibt die Freude, als es sich bestätigte, daß der Tod sein Opfer zurückgegeben hatte.

Die erste Sorge der wieder auflebenden Gräfin bestand darin, daß sie über das Verbrechen, dessen Opfer sie geworden, absolutes Schweigen verlangte. Hatte Sie nicht dieses Attentat gerettet? Der Graf, der ins Herz getroffen wurde und nun hell sah, ging darauf ein.

Die wieder Auferstandene ging endlich aus diesem schrecklichen Drama als Siegerin hervor, und drei Monate später genas sie von einem Mädchen. Das Kind trug das Abzeichen des Verbrechens, wodurch Dank der göttlichen Vorsehung die Mutter gerettet und das Kind der Welt geschenkt werden konnte. Der Zeigefinger der linken Hand blieb steif und leblos, und vor dem ersten Gelenk bemerkte man einen rothen, blaugeränderten Keif, wie ihn eine Narbe zurückläßt.

Die Gesundheit des Kindes litt und wird stets zu leiden haben unter der furchtbaren Vorgeschichte ihrer Geburt. Es lebt noch! Es ist leichenblaß und behält also die Farbe des Tuchs, in das die Mutter so früh gehüllt wurde. Im Dorfe nennt man es „das Fräulein mit dem todten Finger.“ In der That bleibt ihr Finger ohne Leben. Sie zählt 17 Jahre.

Die Gräfin von Bille-Messac lebte noch 2

Jahre. Heute nimmt sie wieder den Raum ein, aus dem sie das erste Mal auf fast wunderbare Weise herauskam. Jetzt wird man sie dort lassen.

Im Dorfe Cherrueix trifft man manchmal einen Irtsinnigen, den die Bauern nur „den Narren“ heißen. Aber er ist unschädlich. Nachdem er die Heimath einige Zeit verlassen hatte, kam er wieder zurück. Jedesmal wenn er von weitem das Fräulein mit dem todten Finger bemerkt, fällt er in epileptische Krämpfe. Dieser Mensch ist der verbrecherische Todtengräber. Er lebt einsam, man verkehrt wenig mit ihm. Was man von seiner düstern Geschichte weiß, wird dann und wann des Abends in den Hütten der Schiffer erzählt.

Ein bizarrer Aberglaube will, daß die Zusammenkunft mit dem Fräulein mit dem todten Finger glückverheißend ist! Aber man sieht sie selten, sie lebt sehr zurückgezogen in Gesellschaft ihres Vaters, der ihr alle Wünsche erfüllt.

Das ist dieses authentische Drama.

Wir haben Niemanden zu unserm Vergnügen Schrecken einjagen wollen. Dolorès de Bille-Messac, die man nachträglich die Heldin dieses unglaublichen Vorfalls nennen könnte, bewohnt Cherrueix noch zur Stunde, da wir den Bericht über dieses aufregende Ereigniß niederschreiben. Das Drama trug sich zu am Ufer des Meeres in jenem unbekanntem am Gestade des Ozeans sich verlierenden Dorfe. Das zeigt, daß die bescheidensten Winkel der Erde, wenn auch keine Geschichte, so doch Annalen haben, in denen man dann und wann auf einzelne dunkle Seiten stößt...

Charles Diguët.

Je nachdem. — Doktor: „Sie müssen sich mehr Bewegung machen. Was haben Sie denn für ein Geschäft?“ — Patient: „Ich bin Maurer.“ — Doktor: „Ei, da sollten sie sich doch genügend bewegen.“ — Patient: „Ja, das kommt eben ganz darauf an, Herr Doktor, ob man im Taglohn schafft oder im Alford.“

Der Teufelsküfer.

Geschichte des Schlosses Falkenstein.

(Mit einer großen Abbildung.)

Im Frühjahr des Jahres 19 . . , als wir uns auf einer Forschungsreise in der reizenden Gegend von Niederbronn befanden, beschloffen wir einen Ausflug nach dem Schlosse von Falkenstein zu machen. Wir wählten dazu den Schülerpfad, den Alterthumsforschern wohl bekannt, das heißt, wir wollten über Berg und Thal wandern auf den Spuren der alten Zeiten und uns, wie ein braver Jägermann, nach den Legenden erkundigen, die in diesem Traumland entstanden sind und den Alterthümern, wie den Steinen, den stummen Zeugen verschwundener Zeiten, Leben einhauchen. Die Geschichte des Küfers von Falkenstein, die uns ein gutes Glück unter den Alten eines gelehrten Sammlers und Alterthumsforschers in Niederbronn entdecken ließ, gab unsern Ausflug um so größern Reiz. Mit der alten, vergilbten Handschrift als Reisegefährtin verließen wir die Hauptstadt von Hanau-Lichtenberg.

Wenn man Niederbronn auf der schönen Vogesenstraße verläßt, die nach Bitsch führt, kommt man ins reizende Thal des Derstbaches, dessen Lauf wir der Quelle zu verfolgen zwischen zwei Berggruppen, von denen die eine, als Liegenberg bekannt, die Aufmerksamkeit beansprucht durch die Spuren einer Mauer von ungeheuern unbehauenen, mehrere Meter hohen Steinen; in der Mitte erhebt sich ein Fels mit einer Vertiefung in der Oberfläche, genannt der „Opferstein“. Diese Mauer kennt man im Lande als „*Druidentmauer*“. Ihr Anblick erinnert in den Volkserzählungen an die blutigen Opfer der Altvordern, der Kelten und Gallier, und noch mehr an das Vorhandensein einer Legion von Erdgeistern, Kobolden und Irriwischen, die im Mondenschein spielen, tanzen und Purzelbäume schlagen über die Felszacken hinab oder in einem vom nächsten Meierhof gestohlenen Kochtopf einen Giftrank bereiten, um die Milch der Kuh versiegen oder die Lämmchen sterben zu machen.

Obgleich sie denen, die sie lieben, gegenüber mild, liebenswürdig und dienstbereit sind,

können diese leutzeligen kleinen Wesen rachsüchtig, wie nur der T . . . sein, und wehe den Ställen derjenigen, die sich mit ihnen nicht gut stellen: es gibt keinen bösen Streich, den sie ihnen nicht spielten!

Aber wir lassen die Irriwische bei der Druidenmauer und gehen weiter auf dem Wege, bis wir zu dem Gipfel des Großen Wintersberg gelangen, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt über die Pfälzer Vogesen und den Wasgau.

Gerade aus sehen wir, über dem prächtigen Birkenwald, der uns umgibt, den Rehberg, den das Schloß Trifels krönt, wo, nach seinem Kreuzzug gegen die Ungläubigen, der englische König Richard Löwenherz durch seinen Feind, den Erzherzog Leopold von Oesterreich, gefangen gehalten wurde. Diese Ruinen erinnern auch an den süßen Blondel, den Wimensänger und treuen Begleiter des gefangenen Königs. Selbstverständlich hat die nachsichtige Legende einen Schleier über den unausstehlichen Charakter Richards geworfen, der jedermanns Feind war; sie hat sich sehr angenehm verdichtet in dem Meisterwerke des Componisten Grétry, dessen Oper „Richard Löwenherz“ nach mehr als hundert Jahren noch auf dem Spielplan steht. Und wenn Grétry auf einer sehr hübschen Melodie Blondel singen läßt:

O Richard, o mein König,
Verlassen von der Welt!

stimmt die ganze Welt, gerührt und überzeugt, in den Gesang ein.

Von dieser schönen Stelle geht es weiter, zum Garnfirs hinüber, der am nächsten liegt, und von seinem Gipfel aus genießen wir einen ebenso wunderbaren Rundblick wie vom Wintersberg herab.

Nach Osten und Westen versenkt sich das Auge in die grünenden Thäler von Falkensteinbach und Dambach. Darüberweg zieht sich der Hohenselsler Wald über die wellenförmigen Hügel hin. Noch weiter, gegen Norden, gewahrt man die Pfälzer Berge hinter dem Dorfe Dambach und die Ruinen von Lützelhardt, Hohensels, Wined und Schöneck. Westlich hebt sich die Festung Bitsch vom Horizont ab, während nördlich die breite Silhouette des Rehbergs sich abzeichnet.

Auf dem Garnfirster Ramm haben die